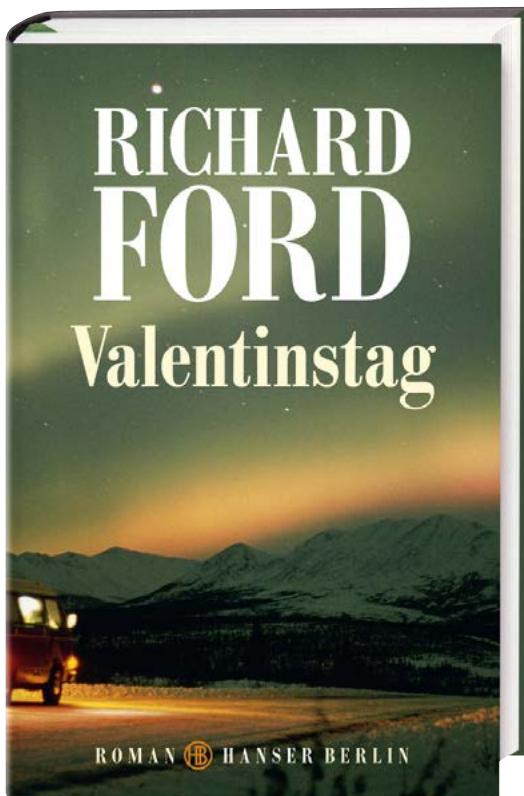


Leseprobe aus:

Richard Ford
Valentinstag



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2023 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

 HANSER BERLIN



RICHARD FORD

Valentinstag

Roman

Aus dem Englischen
von Frank Heibert

Hanser Berlin

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2023
unter dem Titel *Be Mine* bei HarperCollins in New York.

1. Auflage 2023

ISBN 978-3-446-27732-8

© 2023, Richard Ford

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2023 Hanser Berlin in der

Carl Hanser Verlag GmbH & Co.KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: © Johnny Johnson/Getty Images

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



Kristina

TEIL EINS

Eins

Rochester, Minnesota. In der trüben Jahreszeit des Lupercal. Heilige, blutige Märtyrer, Opfer. Im gefrorenen Herzen des Winters die Verheißung eines fruchtbaren Frühlings. Und in drei Tagen Valentinstag.

Ich fahre mit meinem Sohn Paul in die Comanche Mall für die Dienstagsmatinee des Northern Lights Octoplex-Kinos. Der Enteiser bläst, die Scheibenwischer schlappen. Es schneit, als wär's Alaska. Paul starrt hinaus und sagt wenig. Seine rechte Hand könnte, wenn ich es recht sehe, zittern, vielleicht auch die Knie in seiner Jogginghose. Wir haben keine Kinomatinee mehr besucht, seit er ein süßer, chaotischer Zwölfjähriger war. Wie gesagt, jetzt ist er siebenundvierzig und nicht gut beieinander.

Allerdings ist der heutige Kinoausflug für mich eine Wiederaufnahme meiner eigenen, lang vergangenen Samstage in dem runtergekühlten verräucherten Dunkel des alten Bay View Biloxi, wo ich mich vier Hauptfilme, vier Kurzfilme, sechs Zeichentrickfilme plus eine Talentshow lang mit Süßigkeiten vollstopfte. Um dann watteäugig in den mulmig heißen Spätnachmittag an der Küste zu taumeln, mit dem Gefühl, so gut könne das Leben nie wieder sein. Wahrscheinlich hatte ich recht.

Die Programmplaner der Naldo-Kinos (Zentrale in Mendota) – acht kleine Kinosäle, sie zeigen selten Filme, für die jemand bezahlen würde – bieten eine opulente Auswahl von »Spezialitäten der Amor-Woche« an, um Stubenhocker und alte Nostalgiker in die erschlagenen Kälte und auf die andernfalls leerstehenden Sitze zu locken. Mein Sohn ist mehr oder weniger ein Stubenhocker. Und ich der alte Nos-

talgiker. Wobei ich nicht glaube, dass Nostalgie mein hauptsächlicher Blick auf die Welt ist.

Kino 8 ist für mich nur von geringem Interesse, gefällt aber meinem Sohn, der behauptet, er »liebt« Roger Cormans Breitwandsplatter von 67, *Das Valentins-Massaker*, »ein Brüller und ein Klassiker«, findet er. Er will auch zu *Picknick am Valentinstag* in Kino 6 dableiben – den Titel findet er »interessant«, obwohl wir beide nicht mehr darüber wissen, als dass es ein australischer Film ist und vielleicht einen Bezug zum Valentinstag hat. Da wir jeden Tag vor der Aufgabe stehen, die Zeit rumzubringen, ist er bereit, ihn mir aufzuzwingen. In der Hinsicht ist er nicht anders als mit zwölf.

Draußen an der Kreuzung South Broadway/State Highway 14 sind es unter dem Nichthimmel minus zwanzig Grad, ein großes Alberta-Tief schleudert Eisnadeln und Schnee wie Schrot, mein Honda Civic bebt unter den Sturmböen. In Minnesota steckt man das alles cool weg. »Trockene Kälte«, »da zieht man sich für an«, »Wir fahren von Geburt an auf Eis«, »kann immer noch schlimmer werden«. Als altgedienter New-Jerseyer, der nur hergekommen ist, um seinen Sohn bei seiner experimentellen ALS-Behandlung in der Mayo-Klinik zu begleiten, fühle ich mich eher in der verbessерungswürdigen Jahreszeitenfolge der mittleren Ostküste zu Hause – wo eine kaum von der anderen zu unterscheiden ist. In New Jersey redet keiner vom Wetter – wir lassen uns darin treiben wie die Goldfische. Das muss man Minnesota zu gute halten, hier passiert alles Nötige, damit den Leuten der Arsch abfriert, da wird nichts dem Zufall überlassen.

Heute beginnt eine Woche mit hohem Stress und hoher Priorität für meinen Sohn – und für mich. Wir sind seit zwei Monaten in der Klinik in Rochester, seit er kurz vor Weihnachten in die Arzneimittelstudie aufgenommen wurde – eine regenerative »Versuchsphase I« in der Neurologie-Abteilung, die ich nicht so richtig verstehе, aber die seine Ärzte blumig »Medizinpioniere an den Grenzen der Wissenschaft« nennen. Sein Medikament hat einen bombastischen Namen,

der so klingt wie »Cyclotron«. Sobald er es im Körper hat, können die Ärzte essenzielle Dinge isolieren und untersuchen (Proteine) und essenzielle andere eliminieren, die ausschlaggebend dafür sind, warum die Krankheit bei ihm voranschreitet, anders als bei anderen Patienten. Man weiß nicht viel darüber, was einen bestimmten Menschen anfällig für ALS macht, nur, was passiert, wenn man es bekommt; wenn die Studie also nichts herausfindet, wäre das auch schon was. Die »Behandlung« wird ihn selbst garantiert nicht retten, nicht mal seinen Zustand verbessern, denn er bekam die Diagnose zu spät (ein guter Grund, es einfach bleiben zu lassen). Die Aufnahmeevaluation hat ihn jedenfalls als »höchst geeignet« für die Studie ausgewiesen, und wir waren noch nicht ganz aus der Praxis raus, als er schon sagte, er wäre *dabei*. »Das ist mein Vermächtnis«, sagte er amüsiert im Auto, obwohl er, genau wie ich, »Vermächtnisse« für ausgemachten Schwachsinn hält. Seine ALS-Variante hat mit dem Gehirn zu tun, nicht mit dem Rückenmark, deshalb erledigt sie ihr schmutziges Geschäft schneller. Der Grad der Neurodegeneration war bei ihm zum Zeitpunkt der Diagnose schon weit fortgeschritten, aber er könnte noch jahrelang leben. Die meisten Patienten haben schon länger Symptome, als ihnen bewusst ist. Paul dachte (und hoffte), bis er durchgecheckt wurde, er hätte Borreliose.

In der Klinik, umgeben von seinem »Team« – ärztliche Behandlung, Pflege, Therapie, Massage, Beratung, Vermittlung, Betreuung, für alles ist im Rahmen der Studie gesorgt –, hat Paul seine lebenslange Außenwirkung als quer-abgründiger Introvertierter aufgegeben. In den Büchern, die ich gelesen habe, hat diese Verwandlung in einen Extrovertierten ihren eigenen klinischen Begriff – »idiopathische Selbst-objektifizierung«. Eine schlimme und tödliche Krankheit hat ihm, heißt es da, ein besonderes Ich angeboten und ihn »befreit« – wovon oder wozu, da bin ich mir nicht sicher: vielleicht so, dass er nicht darüber grübelt, wie der Rest seines Lebens aussehen wird. Mir kommt er zum Glück so vor, als würde er seine »Lage« eher beherrschen, als von ihr beherrscht zu werden, er ist zu ihrem leibhaften Repräsentanten

tanten und Ausrüster geworden. Er ist mit seinem Team aus Kümmerern so locker wie ein Spielshow-Host und lässt sie freigiebig an seinen einzigartigen Ansichten über alles teilhaben. (Wir müssen ja jetzt alle ein Team haben.) Sie nennen ihn »Hübscher« oder »Professor Bascombe« oder »Lover Boy«, während Paul ALS nur noch wie »Al's« ausspricht (wie in »Al's Bar«), den Tod umschreibt er mit »das Finale mit links schaffen«, »die Farm kaufen«, »Immobilienwerb« oder einfach seine »magische Zahl« (z.B. »meine magische Zahl ist bestenfalls sechs Monate«). Bedauerlicherweise beschäftigt er sich seit einiger Zeit auch viel mit Leben und Musik eines Cockney-Crooners im Bonsaiformat, Anthony Newley, der seit über zwanzig Jahren tot ist. Wenn wir allein sind, kann er nervtötende Karaoke-Sessions abziehen (und tut es auch), von *There's No Such Thing As Love*, *The Candy Man* und *Who Can I Turn To: ... with you on a nyew dab-ay*«, was ich ertrage, aber oft unterbinden muss. Es stabilisiert ihn, sagt er, eine Figur nachzuahmen, die nicht gerade stirbt (bzw. erst später). Die Ärzte betonen, das sei gut für ihn. Musikunterstützte Entspannung. Mich macht es halt manchmal wahnsinnig.

Er sieht sich tatsächlich nicht als Patient, als Leidenden oder als lebende Statistik, sondern als Amateur-»Wissenschaftler«, der einen schadhaften Körper objektiviert, und zufällig ist das sein eigener – alles zugunsten namenloser anderer. Wie ein Auto, das defekt ist, aber noch gefahren werden kann. Mehr als einmal hat er mir gegenüber angemerkt, er sei »überrascht«, dass es so lange dauere, bis er tot sei. Was statistisch gar nicht stimmt.

Bislang habe ich bei ihm noch keine Angst vor dem nahenden Tod bemerkt. Er wirkt eher fasziniert als betroffen. (Ich beneide ihn sogar um die Unvergleichbarkeit seiner Erfahrung, ohne dass ich ihn um die Erfahrung selbst beneide.) Gelegentlich äußert er ungute Gefühle in Bezug auf das Leiden – das fürchte ich am meisten für ihn. Obwohl ich manchmal denke, bei dem Umstand, dass mein Sohn eine ausfallene tödliche Krankheit hat, geht es gar nicht so sehr um den Tod

(er ist halt ein ungewöhnlicher Mann), sondern darum, die Gelegenheit zu nutzen und einen schwierigen Trick besonders gut vorzuführen, einen Zaubertrick, den man nur einmal vorführen kann. Jemand, der ihn nicht kennt, könnte vielleicht sagen, er sei dabei, mit dem Leben klarzukommen, indem er einen guten Tod vorbereite, oder wie die tibetischen Buddhisten sagen: Da vereinigen sich der weiße und der rote Tropfen im Herzen wieder. Aber ich kann mit Gewissheit sagen, dass es ihm gänzlich um ein gutes Leben geht und nicht die Spur um einen guten Tod (was immer das sein könnte). In meinen einsam-stummen Augenblicken kann ich mich dem Gedanken, die tödliche Krankheit meines Sohnes sei womöglich einer der Höhepunkte seines Lebens, nicht so ohne weiteres hingeben und frage mich zuweilen: Ergeben seine siebenundvierzig Jahre unter der Sonne genug Leben? Ich kenne die Standardantwort. Mein Herz antwortet trotzdem (seltsam, für einen Mann, der nie hofft): Ich hoffe es. Es ist nur schade, dass sein gutes Leben jetzt nicht mehr besonders lang sein wird.

* * *

Diese Valentinswoche ist so stark emotional aufgeladen, weil ich morgen um zehn Paul für den letzten seiner geplanten Aufenthalte in die Klinik fahre – das »Kennenlern- und Wertschätzungstreffen der medizinischen Pioniere an den Grenzen der Wissenschaft«, wo die Pioniere der Studie, an der er teilnimmt (ursprünglich acht, aber einer ist verloren gegangen), neurologisch begrüßt, bedankt, befeiert, belobigt, beschenkt und dann zu einem »Langzeit-Update« zu den Ärzten geschickt werden. Es ist eine stachlige »Promotion«, schließlich stirbt er. (Das soll keiner sagen, obwohl er selbst es natürlich tut, und ich ge-nauso, damit das Leben eine Chance hat, in Echtzeit und Augenhöhe auf einem Spielfeld gegen seinen Feind anzutreten.) Er ist beharrlich in seiner Begeisterung für die Pioniere. Als Vater mache ich mir Sorgen, dass in ihm eine unausrottbare Hoffnung glimmt, *irgendwas* in

seiner Zweimonatsstudie würde von Zauberhand ausgegraben, so dass *irgendwas, irgendwas, irgendwas* an *irgendwas, irgendwas* anderem gemacht und das schlimmste *Irgendwas* vermieden werden kann – wird's aber nicht. Ich fürchte, dass das vorhersagbare Scheitern – unser aller Schicksal – einen großen psychisch-spirituellen Pauken-und-Trompeten-Zusammenbruch in ihm auslöst, an dem er zugrunde geht. Und ich auch. Ärzte sind daran gewöhnt, Unglücksbotschaften zu verkünden, und praktizieren »Ablieferstrategien«, die in Hopkins und Yale unterrichtet werden, was ihnen ermöglicht, den Blick abzuwenden, wenn die Welt für den Patienten die Grätsche macht. Aber ich als sein Pflegender muss ihn davor schützen. Obwohl ich zufällig der Ansicht bin, dass oft vieles für robuste Verdrängung spricht – und der Tod steht da weit oben auf der Liste.

Und so habe ich mir als Verarbeitungsstrategie für Paul und mich ausgedacht, dass wir morgen, wenn er »rauskommt«, eine nahezu epische Fahrt gen Westen unternehmen werden. Eine Lewis-und-Clark-Expedition der Letzten Stunde, munter hinaus durchs wintrige Minnesota und weiter in die South-Dakota-Prärie, bis hin zum Mount Rushmore (den ich 1954 mit meinen Eltern besichtigte), ein fernliegendes Ziel, fernliegenderweise im tiefsten Winter angepeilt, aber möglicherweise findet Paul es ja »urkomisch« und es kann seine Verzagtheit, seine Verzweiflung, dass nichts mehr zu machen ist, verdrängen. Mehr kann ich nicht tun – die Kunst des geretteten Augenblicks ist die einzige, in der ich halbwegs gut bin, auch wenn ich nicht weiß, was wir danach machen sollen. Hierher zurückkommen? Nach New Jersey fahren? Auf die Seychellen fliegen? Er ist bislang skeptisch, was so einen Ausflug betrifft und was mich betrifft und überhaupt alles, denn das sind vermutlich die letzten Dinge, die er sich wird aussuchen können. Aber auch wenn ich das Schlimmste nicht abwenden kann, würde ich meinen Sohn, wo es irgend geht, vor jedem Leid bewahren.

* * *

Der Verkehr, kurz bevor wir in die Comanche Mall abbiegen, ist Stoß-’n-Stop, Stoß-’n-Go. Wir stecken auf Rochesters überfüllter »Wundermeile« fest, aber keiner hupt. In Minnesota misstraut man der Hupe an sich, die für New Jerseyer ein wahres Musikinstrument ist. Gelb blinkende Streufahrzeuge verstopfen weiter vorne alles, zudem haben die Cops einen Typen rechts rangewinkt, denen ist scheißegal, dass sie die Kreuzung blockieren, die blau blinkenden Streifenwagen sorgen dafür, dass wir in einem Klumpen vor Babies R Us hängenbleiben. Paul und ich sind hinter einem Pick-up, der anscheinend lauter kaputte Hockeyschläger transportiert. Allerdings hatte ich, weil wir neu in der Stadt sind, Pufferzeit eingeplant.

Paul hat den Vormittag nicht gut überstanden – er hat mit den Hemdknöpfen und dem Zähneputzen gekämpft und im Bad zu lange gebraucht (ich musste zweimal anklopfen, bis er durch die Tür knurrte: »Ich leg grad ein Ei, das ist nicht so einfach«) und ist wie ein Varietéclown auf dem Seil zum Auto geschwankt. Wir waren früh aufgestanden, damit er pünktlich zu seinem Entlassungsgespräch bei seiner Neurologin Dr.Oakes war, einer grinsenden, sommersprossigen, rothaarigen Beinahe-Schönheit aus Menominee (in Stanford ausgebildet). Pauls letzte Infusion war gestern, und jeden Dienstag wird er – wie heute – zur Sprechstunde gebeten, um »seine Erfahrungen durchzugehen«: wie sich sein Körper anfühlt, wie er das Riluzole verträgt, das er einnimmt, um das Fortschreiten seiner Krankheit zu verlangsamen (es sorgt für verschwommenes Sehen und erhöhte Herzfrequenz, und er muss öfter – besser geht es ihm aber nicht), und wie er das Leben im Allgemeinen sieht – besser als ich. An seinen Kliniktagen bemüht er sich darum, robustes Wohlbefinden auszustrahlen, und talkt sich gern auf, als hätte er ein Date mit Dr.Oakes. Heute Morgen war seine Stimme allerdings »dünner« und höher, eine Symptomatik, die Dr.O. sicher bemerkt, notiert und kommentiert haben wird, obwohl Paul mir gegenüber nichts davon erwähnt hat. In diesem Stadium seiner Krankheit – dem mittleren – lassen die Muskeln seines

Sprechapparats nach, weil in seinem Gehirn Nerven absterben. Irgendwann wird er schlicht aufhören zu sprechen. Und irgendwann werden sämtliche Muskeln aufhören, Aufträge vom Gehirn umzusetzen – obwohl dieses weiterhin tapfer welche schicken wird. Und danach wird er – für alle bis auf die Philosophen unter uns – aufhören zu »sein«. Bislang waren wir nicht sehr erfolgreich darin, dieses Thema anzusprechen, aber wir werden es bald versuchen müssen.

Nach zehn Minuten Stillstand sind wir endlich auf dem Parkplatz der Comanche Mall, der größer ist als die Oberfläche der meisten Kleinstädte, harter Schnee prasselt herunter. Schneeflüge rumpeln herum – Autos und Fußgänger schlittern den blinkenden, pingenden, scharrenden, schneespuckenden Panzern aus dem Weg, die Einkaufswagen, verlorene Einkäufe, Kleinwagen, Haustiere und Kinder zu dem Schnee-Matterhorn hinter dem Sears-Kaufhaus bulldozern, wo alles bis nächsten Sommer gefroren bleiben wird. Auf diesem Breitengrad herrschen die Schneeflüge, deren bärtig-bullige, Meth-entflammte Fahrer mit niemandem Gnade kennen.

Das Northern Lights Orthoplex, unser Ziel, befindet sich auf der Rückseite, hinter einer hoch aufragenden Jagen & Angeln-Pagode (Scheels) und einem verreckten Penny. Paul nutzt seine metallene Mehrfußgehhilfe – praktischer für den Schnee als sein Rollator, der ihn andererseits besser davor bewahrt, zu stürzen und sich das Gesicht aufzuschlagen, was heute Morgen beinahe passiert wäre. Aus irgend einem Grund macht ihm die Kälte weniger aus als mir, aber er nähert sich der Grenze zwischen Gehenkönnen und Nichtmehrgehenkönnen. Für viele ALS-Kranke kann das den finsternen Übergang von ihrem bereits in Mitleidenschaft gezogenen Selbstwertgefühl zu etwas Schlimmerem darstellen. Ich bin mir nicht sicher, wie er das wegstecken wird, er ist so schwer einzuschätzen.

Im Auto hat er Anthony Newley auf seinem iPhone laufen, das er in einem albernen, paillettenbesetzten Gürtelholster aus Plastik »trägt« – Bluetooth eingeschaltet, Ohrstöpsel drin. Er starrt stumm auf die Mall-

Tundra hinaus wie aus einem Flugzeug. Irgendetwas an dem Gespräch mit Dr. Oakes heute Morgen beschäftigt ihn noch. Ärzte von sterbenden Patienten müssen kühn die Wahrheit sagen und einen heiligen Bund der Aufrichtigkeit mit den Menschen einhalten, denen sie aus dem Leben helfen. Bloß dass sie es nicht richtig machen können. Jedes unbehauste Wort, ein »und« statt eines »aber«, ein falsch platziertes »sehr« oder »möglicherweise« oder »in meinen Augen«, und der gut eingestellte Leukämie-Leidende oder Nierentransplantatträger rauscht davon in unerreichbare Ängste. Aller Fortschritt dahin. Ich will mal versuchen, ihn danach zu fragen, wenn es einen geeigneten Augenblick gibt, wobei er normalerweise nichts eingesteht.

Auf unserer Fahrt in die Mall gab es nur zwei Momente größerer Lebendigkeit, als wir an seinen beiden Lieblingsgeschäften vorbeikamen – Little Pharma Drug und die Reinigung namens Free Will. Beide entlockten ihm einen prüfenden Blick zu mir, als wir vorbeifuhrten, als würden wir beide ein unaussprechliches Geheimnis genießen. Unser ganzes Leben lang war das Gespräch zwischen Vater und Sohn kodiert und lückenhaft – kontinuierliches, themenbezogenes Sprechen liegt uns einfach nicht. Manchmal schweigen wir lieber. So ungewöhnlich kann das nicht sein.

Die Reinigung Free Will hatte rote Herzchen quer übers Schaufenster drapiert, dazu handschriftlich die Worte »Parentief frei – vom Fleck weg«, das gefiel ihm.

»Weißt du zufällig«, fragte er, ohne seine Ohrstöpsel rauszunehmen, »was die verbreitetste Hosengröße bei Männern ist?«

»Nein«, sagte ich, mit Verkehr und Schnee beschäftigt.

»Vierunddreißig, regular.« Er atmete unauffällig ein und wieder aus. Ich konnte den Tony-Newley-Song hören, der in seinen Ohren summte. Sonst sagte er nichts.

Als Paul in Connecticut auf die St. Jehosaphat's ging (das war sein Name für die zweitklassige Prep School, auf die seine Mutter und ich ihn geschickt hatten), war er schon unterwegs in sein Leben eines

Unnormalen; sie und ich schickten ihn zu zahllosen Therapeuten, probierten verschiedene Einrichtungen aus, sogar holistische Sommerlager in Maine, um herauszufinden, ob er in irgendeinem Syndrom oder Spektrum oder einer »-ose« festging, gegen die nur half, was immer man in den fernen Achtzigern so verabreichte. Er »passte sich nicht ein«. Er war fröhlich und höflich, aber (viele) Freunde hatte er nicht. Sein Berufswunsch lautete Bauchredner. Sport war ihm egal. Er war Linkshänder. Er stotterte. Er legte abwechselnd diffuse Symptome von Tourette, Zwangsneurose, vielleicht auch ADHS an den Tag, ohne dass irgendwas davon als klinisch »nicht in Ordnung« eingeschätzt wurde. Sein IQ lag bei beachtlichen 112 (höher als meiner und der seiner Mutter, deutlich unter dem seiner Schwester). Er tat sich selbst oder anderen nichts zuleide, onanierte nicht exzessiv, zeigte sich nicht von Feuer fasziniert, versagte nicht in der Schule. Sein Verhalten – oft grinste er wie die Cheshire-Katze über etwas, das sonst niemand lustig fand – war »gar nicht mal so schräg«, laut Dr. Wolfgang Stopler, angesichts einer Scheidung, eines gestorbenen Bruders und der hereinbrechenden Pubertät. Mit dieser Diagnose waren seine Mutter und ich nicht einverstanden, aber wir trösteten uns damit, dass wir alles versucht hatten und sonst nicht viel tun konnten – da wir ihn möchten und auch gar nicht mehr tun wollten. Er sollte sein Leben leben. Wir ahnten nicht, dass er eines Tages ALS bekommen würde.

Und noch etwas sagte Paul heute Morgen, während wir in den Mall-Verkehr kamen und der Schnee wie Hagel auf die Windschutzscheibe pfefferte: »Wie geht es dir damit, Vietnam verpasst zu haben?«

Ich musste mich umdrehen und ihn anschauen. »Was bitte?«

»Wie geht es dir damit, Vietnam verpasst zu haben?« Seine Nase lief. Er wischte sie mit dem Ärmel ab und fingerte an dem silbernen Knopf herum, den er seit Mayo im linken Ohrlochchen implantiert hat.

»Warum zum Kuckuck fragst du mich das?«